

44]

Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Schwester Claire sprang aus dem Bette, und nun sah sie, daß Crocifissas Bett blutdurchtränkt war. Vom Schreien durchweicht, eilte sie zur Priorin hinab, die keine Sekunde zu kommen zögerte.

Als sie hereintraten, lag Crocifissa noch in tiefer Ekstase. Ihre Ekstase hatte sie so lange zurückgedrängt, daß sie ihrer nicht mehr Herr geworden war.

„Es ist ihr vergönnt gewesen, unseres Herrn und Heiland Jesu Christi Leiden zu durchleben,“ sagte die Priorin in bebender Andacht.

Sie hatte den Schlüssel zu allem, was geschah; sie sah, wie Crocifissa alle Stadien der Leiden des Herrn durchlitt. Sie erkannte den Schmerz, der ihn durchdrang, als er von seiner Mutter schied, als die Jünger ihn verließen und als Judas ihn verriet. Blöcklich stand Crocifissa auf. Mitten im Zimmer stehend, tat sie, als ob sie sich an den Marterpfahl binden ließ. Ihre Hände waren auf dem Rücken zusammengepreßt, als seien sie gebunden, und auf den Handgelenken traten rote Striemen hervor wie von schnürenden Stricken. Mit einem Male krümmte sie die verwachsenen Schultern, während ein wilder Schrecken das Antlitz prägte. Peitschet mich! begann sie zu rufen. Stärker! Stärker! Keine Barmherzigkeit! Tiefer und tiefer krümmte sie den Rücken unter den Peitschenhieben, bis sie unter den Qualen hinsank, zur Erde fiel und das Bewußtsein verlor.

Sprachlos, versteinert hoben sie den mageren verwachsenen Körper auf und legten ihn auf das Bett. Die Priorin wollte die Wunde an ihrer Seite waschen und sah mit Beben, als sie ihren Körper entblökte, daß er von einem blutigen Schweiß bedeckt war. In demselben Augenblick, da sie den Finger an die blutende Wunde legte, schlug Crocifissa wie durch einen Zauberschlag die Augen auf, war vollkommen ruhig und erklärte, ihr fehle nichts. Nur ihre Hände waren krampfhaft zusammengepreßt, so daß weder sie selbst noch die anderen imstande waren, sie zu öffnen.

Gleich den folgenden Tag wurde Don Gerlando von dem Vorgesessenen unterrichtet. Er hatte es ja lange gesagt, daß eine duftende Wolke von Heiligkeit Crocifissa umschwebe. Nun sah man es mit eigenen Augen. Nun stand man Angesichts in Angesicht mit dem Uebernatürlichen.

Er besuchte Crocifissa und besichtigte die blutende Wunde, die man vergebens mit Salben und Pflastern zu heilen versuchte. Tags darauf befahl er ihr streng, ihre Leiden in seinem Beisein zu wiederholen. Sie neigte sich in Gehorsam, schwieg und wartete — aber es geschah nichts. Tief enttäuscht ging der Priester von dannen, kehrte aber nächsten Tag wieder, nachdem er vergebens die zitternde Gräfin gebeten hatte, ihn zu begleiten. Er wiederholte seinen Befehl im Namen seines Amtes und des heiligen Gehorsams — aber abermals ohne Resultat. Unerschütterlich in seinem Vorsatz kam er Gründonnerstag nach der Hochmesse wieder, und diesmal sah er seinen Eifer von Erfolg gekrönt.

Crocifissa hatte die Messe gehört und das Abendmahl empfangen. Auf Don Gerlandos Verlangen ging sie hierauf zu Bett, und als er ihr wieder gebot, das Passionsmysterium nach der Geißelung zu durchleben, hub sie mit großer Inbrunst zu beten an, worauf sie fast unverzüglich in Ekstase verfiel.

Es war niemand zugegen als die Priorin und Don Gerlando. Sie sahen sie zuerst die Dornenkrönung erleiden, dann das Kreuz nach Golgatha schleppen und nun kam die Kreuzigung selbst. Hätte man ein Weib mit Hammer und Nägeln an ein wirkliches Kreuz geschlagen, die Qualen, die ihren Körper marterten, hätten nicht herzzerreißender sein können. Die Arme wurden zur Seite gerissen und die Muskeln wie Tau gespannt, während die mageren Beine sich krampfhaft streckten und die Füße sich kreuzweise übereinanderlegten, um von demselben Nagel durchbohrt zu werden. Hierauf neigte sie das Haupt und stieß röchelnde Seufzer aus, während die Brust heftig stieg und sank. Es war der

eintretende Todeskampf. Tränen rannen aus ihren Augen, und aus dem rechten Augenwinkel quoll ein schmaler Blutstreifen, während kalter Schweiß aus ihrer Stirne brach. Es waren alle Zeichen eines nahen Todes. Endlich schien ihr Herz stillzustehen — nur ein Augenblick noch, und sie mußte den Geist aufgeben.

Don Gerlando hatte sich nun satt gesehen. Nie hatte er ein erschütternderes Schauspiel erlebt. Er befahl Crocifissa aufzuhören und im selben Augenblick kehrte sie zum vollen Bewußtsein zurück. Nur eine starke Ermattung blieb zurück. Ehe der Priester ging, erklärte sie, sie fühle, daß sie am folgenden Tage, Charfreitag, das ganze Leiden Jesu erleben werde. Es war eine neue Veränderung mit ihr vorgegangen, ein Durchbruch. Das Interesse, das ihre Leiden weckten, hatte ihre seelische Schamhaftigkeit gebrochen, und es war ihr nun eine eigene Freude, die süßen, wollustgefüllten Qualen, die sie bisher nach Kräften vor den Augen der Welt verborgen gehalten hatte, den erstaunten Geistlichen preiszugeben.

Don Gerlando war in dieser Zeit nicht zu erkennen. Er war so stolz auf sein Reichthum und die Autorität, die er auf die Begnadete ausübte, wie nur ein Lehrer es auf einen Schüler sein kann, der eine epochemachende Erfindung gemacht hat. Nach den verschiedenen kleinen Mißgeschicken, die seinen Namen in den Volksmund gebracht hatten, konnte er ein bißchen Rückenstütze recht gut brauchen. Nun kam dies so recht wie eine Himmelsgabe, und er warf sich stolz in die Brust. Man sah ihn mitten in der geschäftigen Osterzeit bei den anderen Priestern umherjagen, um alle Erklärungen, deren er habhaft werden konnte, zu sammeln. Alle waren jedoch einig, daß Crocifissas Zustand übernatürlichen Ursprungs sei, ein Mirakel oder eine Reihe von Mirakeln, auf ein Haar jenen Wundern ähnlich, die den größten Heiligen der Christenheit widerfahren waren. Crocifissas Demut und Wahrheitsliebe war ihnen allen bekannt; hier war kein Betrug möglich. Gott selbst hatte Sirgenti in der heiligen Osterzeit besucht, und am Karfreitag wurde in allen Kirchen von der Begnadeten gepredigt.

Die einzige, die sich nicht freute, war Gräfin Lucia. Sie vertrug es nicht, von dem Geschehenen zu hören. Sie erbleichte; ihre Stimme wurde lispelnd und sie wagte ihre Tochter nicht zu besuchen. Sie hatte eine unklare Angst, daß sie ihr Böses zufügen könnte.

Der uralte Bischof der Stadt war sogleich von den wunderbaren Ereignissen unterrichtet worden und hatte den Wunsch ausgesprochen, persönlich die Gotterwählte zu prüfen. Nach Crocifissas Voraussage zweifelte Don Gerlando nicht, daß der Karfreitag große Ereignisse bringen werde. Er ging daher spornstreichs in die bischöfliche Wohnung und lud seinen Vorgesetzten ein, Crocifissa am folgenden Tage im Kloster aufzusuchen, um sich selbst zu überzeugen, daß die Schilderungen in keiner Weise übertrieben seien.

In der Domkirche hatte bis drei Uhr, dem Augenblick, da der Herr seinen Geist aufgegeben, ein großer Gottesdienst stattgefunden mit Vorstellungen der Vorgänge auf Golgatha, von lebensgroßen Personengruppen dargestellt.

Sofort nach dessen Schluß eilte Don Gerlando in das Kloster, um den Bischof zu erwarten, der sich, von seinem Sekretär begleitet, erst um vier Uhr einfindet.

Alle Nonnen waren unten in der Kapelle versammelt, wo sie knieend ein Gebet verrichteten, daß das Wunder mit Crocifissa sich auch diesmal wiederholen möge.

In ihrer Kammer saß Diambra allein, von Unbehagen durchfaltet. Sie wußte ja, Crocifissa sei ein frommes Weib, aber seltsam genug, ihre Visionen und Ekstasen hatten sie tiefer ergriffen als all diese körperlichen Erscheinungen, die einen so widerwärtigen und krankhaften Eindruck machten. Es erfüllte sie mit einem heimlichen Mißmut, daß man so schamlos mit diesen haarsträubenden Leiden experimentierte, durch die der Herr seine Erwählung des seiner würdigen Weibes Ausdruck gab, — daß die Priester ihre Neugier und noch niedrigere Gefühle befriedigten, indem sie die Erkörene, die Keine und Heilige förmliche Vorstellungen geben ließen, als seien sie bei einer Komödie zugegen. Sie begriff nicht, wie ein Mensch in diese mystische leidende Vereinigung von Bräutigam und Braut einzudringen wagte. Vor allem aber

— und ganz bewußt — fühlte sie sich verlezt von der brutalen Macht, die sich Don Gerlando über die Wehrlose annahm.

Don Gerlando war allerdings für diese Art gefühlvoller Laienbetrachtungen völlig unzugänglich. Lebenslanges Messelien und tägliches Umherstreifen auf heiligen Gebieten hatten ihn mit seinem Herrgott und allem, was ihn betraf, auf einen gewissermaßen kameradhaftlich vertrauten Fuß gestellt.

Mit breitspüriger Würde führte er nun den schmerzenden krummnackigen Bischof in Crocifissas Kammer und schloß der erstanten Priorin und dem Sekretär die Türe vor der Nase zu.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

6]

Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

Frau Forland saß still da mit großen Augen und einem schwachen Lächeln, als wolle sie den Eindrud nicht zu stark auf sich wirken lassen. Sie griff nach dem Photographiealbum auf der Kommode. —

Agnete, die zarte Erscheinung, als sie klein war, — vor fünf Jahren. Und, als sie zwölf Jahre alt war — und als sie sechzehn zählte und konfirmiert in dem schwarzseidenen Kleide da stand, das ihr die Frau Großhändler Mörk geschenkt hatte, — munter und natürlich, leicht wie eine Schilphide — und sie sich sterblich in Peter Skjelsberg verliebte, der Steuermann geworden war und mit einem flatternden Schilps einherstolzerte, — und, als sie fünfundzwanzig alt war und ihre schlanke Gestalt und ihre Haarstrümpfe ein wenig bewußter trug.

Und ebenso ihre kräftig gewachsene, kernrische Sölvi mit dem frohenden Leben in Antlitz und Haltung, — so eine echte, lachende, halb trohige Rosenknope auf allen Kinder- und Jugendbildern, — bis auf das letzte unvorteilhafte Bild vom vorigen Jahr, wo sie so ernsthaft da stand, die Hand in der Hüfte, wie ein Engel der Alltags, der vor seinem Gott und Schöpfer aufmarschiert ist. —

„Die Zeiten sind anders geworden, Faste,“ — rief sie aus, als der Sohn schweihitend und von der Sonne rotgebrannt eintrat — „sie sind heutzutage ungeduldig, die kleinen Mädchen, und so bereit zur Empörung.“

„Daß die Zeiten anders geworden sind, — ja, möchtest Du das doch einmal in Deinen lieben Kopf hinein bekommen, Mutter! Aber so weit wirst Du niemals kommen. — Ja, Du, ich irre mich nicht. Der Strom vor Deinem Garten zeigt beim niedrigsten Wasserstand, — und dies muß der niedrigste Wasserstand sein, — ein Gefälle von einundvierzig Zentimetern, das bedeutet ungefähr einen und einen Drittel Fuß. Da waren ja auch noch einige Ueberreste von einer Wassermühle oder einem Stromrad aus alten Zeiten.“

„Ja, dann muß es wohl irgendeinen Grund gehabt haben, weswegen es abgebrochen wurde.“

„Unwissenheit, — Mangel an mechanischem Verständnis; es war ja vor zehn oder fünfzehn Jahren noch die reine Bauernwirtschaft hier oben. Es genügt Mutter, daß Du die Hälfte eines kleinen Stromfalle hier am Flußufer zwischen Deinen beiden Gartenzäunen besitzt. Das kann mathematisch nachgewiesen werden!“

„Könnten wir das Geringste dafür bekommen, Du, wäre es auch nur eine Kleinigkeit gewesen, so hätten sie mich das Haus nicht behalten lassen!“

„Ja, Mutter, — das kommt ganz auf die Augen an, mit denen man es sieht. Wenn Du alle die Taxatoren der Stadt im Kreise darum herumsetzt, so würden sie alle wie ein Mann den Kopf schütteln und sagen: Nicht die Bohne! — Aber ich, siehst Du, ich sage etwas anderes. Und zu Dir, Dir ganz allein, — nur zu Dir, weil ich Dir eine Freude machen muß — sage ich es gleich, daß ich einen Goldklumpen unten am Ende des Gartens gefunden habe.“

„Einen Goldklumpen? — Gott erhalte Dir Deinen Verstand!“

„Den Strom, meine ich natürlich.“

„Das ist ja nur Wasser, — nichts als Wasser. Gib um Gottes willen die Gedanken auf, mein Junge, — nur Wasser.“

„Siehst Du, Mutter, Du kannst Dir ja doch einen kleinen Faden vorstellen, wenn es auch nicht gerade ein Zwirnstrang ist. — Wenn Du nun mittels eines solchen nacheinander die Kraft aller der Stromfälle, all' der kleinen Stromfälle im ganzen Tal miteinander verbinden könntest, so würde das schließlich wie ein großer, vereinigter mächtiger Wasserfall wirken, der alles treiben könnte, was diese Stadt nötig hat, elektrische Beleuchtung und — nun, meine Pläne behalte ich, bis die Zeit da ist, für mich. Wenn ich plauderte, so würden die Bauern über uns auch gar bald begreifen, daß sie Goldklumpen im Strom haben. Aber ich bin nun einmal dafür, daß der Erfinder, — und das bin ich — auch die Prämie bekommt! — Ich mußte Dir nur eine Freude machen, indem ich Dir ein wenig Hoffnung und Aussicht auf leichtere Zeiten für uns alle mitteilte. — Du sollst noch einmal in einer der großen Villen wohnen, Mutter, und wenn Du willst, auch noch ein steinernes Haus unten in der Stadt haben.“

„Aber Du legst doch wohl das Geld vom Onkel Joel nicht hierin an?“ rief sie besorgt aus.

„Kümmere Du Dich nicht darum, Kümmere Du Dich nicht darum. Der Moller ist ein geriebener Kunde, — klug — vorsichtig. — Daß ein so verteufter Kopf unter einer solchen halbvertragenen kleinstädtischen Perücke stecken kann! Er hatte gleich Verständnis für die Badeanstalt und sah ein, daß gewisse Sachen fertig abgeschlossen sein müssen, ehe wir sie öffentlich auf dem Markt ausbieten.“

Pfeifend schlenderte er hinaus.

Tief über die Krüde gebeugt tastete Frau Forland sich Schritt für Schritt nach der Stubentür hin. Sie hatte heiße Flecken in den Schläfen von allem, was Faste ihr mit einer so felsenfesten Ueberzeugung vorgelesen und auseinandergesetzt hatte. Er konnte einen wirklich, wie Sölvi sagte, geradezu in sein Land hinüberberufen, wenn man sich nicht in acht nahm. — Wie gut, daß sie gerade auf das Kontor gegangen war, als Faste kam und dies alles vortrug. Sölvis scharfe Zunge würde nur zu erregendem Wortgefecht führen. —

Sie stand in der offenen Schlafstubentür und sah sich prüfend in der durch die Decke gedrückten, niedrigen Wohnstube um. Die lebhaften Augen suchten in diesem Augenblick nach einem anderen Platz für das mit Noten überladene tafelförmige Klavier. —

Es war nur ein flüchtiger Gedanke, der infolge Fastes Vorspiegelungen in ihr aufgestiegen war, — den sie aber doch ausprobieren mußte, ehe sie sich Ruhe gönnte, um Agnetens Brief zum zweitenmal gründlich durchzulesen, — nur eine Idee für den Fall, daß doch etwas von alledem, womit sich Faste herumtrug, wirklich Geld einbringen würde, — nämlich die Idee, die beiden altmodischen Fenster auf irgend eine Weise zu einem einzigen großen zu vereinigen; und dies müßte dann von einer reichen Gardine umrahmt werden, die an einem vergoldeten Spieß mit ebensolchen Ringen und breiten Gardinenhaltern befestigt war. —

— Und vielleicht auch — natürlich nur, wenn sie wirklich Einnahmequellen ergeben, — ein Kachelofen mit Messingtüren statt des alten, häßlichen eisernen Ofens, der jetzt noch ganz mit Birkenlaub vom St. Johannistage her verhüllt war. —

Die kleine gebeugte Frau mit den leuchtenden Augen und dem von Schmerz abgekehrten, mageren, großgeschnittenen Gesicht vertiefte sich immer eifriger in die Möglichkeit, die diese beiden Fenster bieten könnten. Sie hielt den Krüdstock quer vor sich hin, um die Breite abzumessen, und während sie sich so bewegte, streiften die Sonnenstrahlen hin und wieder einen bräunlich-grauen Haarwuchs, der ihr in Wellen in die Stirn fiel.

In verschiedenen Absätzen, je nachdem ihr etwas Neues einfiel, war sie schließlich auf die andere Seite der Stube hinübergerückt, ganz erfüllt von einem anderen Zimmer, — das sie jetzt selber umgebaut und anders eingerichtet hatte. —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Sommertod.

Durch die Wälder geht schon das Sterben. Kaum dem Auge sichtbar, geht es um. Doch es ist da. In stumpfe Farbentöne hat es das Sommerlaub getaucht. Das hängt nun matt und bröckelnd. Und ein Silberhauch durch den Wald und sprengt die grünen Blätterherzen bald an den Spitzen, bald an den Stellen, wo der Sichel ansetzt.

Noch liegt Sommer Sonne über der Welt. Doch die Felder stehen kahl. Den Spitzen der Grashalme ist ein brauner Ton angeflogen. Spärlicher leuchten die Blumen. Ein feines Rascheln und Knistern umgibt den Fuß, wenn er auf wenig begangenen Pfaden durch die Einsamkeit schreitet.

Und der Einsamkeiten gibt es jetzt viele. Denn die Vögel sind stumm geworden, die so laut im Frühling gesungen. Und immer mühsamer schwärmen die summenden Käfer aus, seitdem die letzten Blüten gestorben. Aber klar und rein liegt die Luft. Weit schweift da das Auge durch Lichtungen hindurch. Ueber abgerentete Felder hinfort. Die Linien des Horizonts sind näher gerückt. Höher wölbt sich der Himmel. Scharfer umrissen steht alles da: Baum und Busch, Dorf und Stadt.

In den Obstgärten leuchten die reisenden Früchte. Tief haben sich Äste und Zweige geneigt, daß sie kaum noch die Last zu tragen vermögen. Und je größer und voller die Früchte schwellen, desto mehr Kraft und Saft nehmen sie den Blättern, die zusehends zusammenschumpfen, sich zusammenrollen, gelben, wellen und edwärts rascheln. Die Beerensträucher stehen schon halblahl. Sie, die am frühesten die lichtgrünen Blattknospen entfalten, lassen auch am ehesten das wellbraune Laub fallen. Nur an den Johannisbeerensträuchern hängen noch vereinzelt Blätter. Die haben breite, gelbe Ränder um ein grünbraunes Innenfeld gezogen. Das verleiht ihnen das Aussehen einer fremdländischen Pflanze.

Ein paar breitästige Kastanien schatten vor dem weißgetünchten Häuschen mit dem roten Ziegeldach. Auch ihr Laub hat sich gebräunt, und das breitgefingerte Blatt hängt schlaff am Stiele. Nur die goldgrünen, stacheligen Früchte leuchten, als wären die mächtigen Stämme mit Sternen behängt. Mit gelben Bitterlichtern hat die Spätsommersonne die Kronen der beiden Baumriesen überkuppelt. Starr und steif stehen sie in ihrer behaglichen Beschaulichkeit. Nur, wenn ein Lüftchen durch ihre Kronen haucht,

dann schütteln sie sich, daß ein paar Stachelrüchte Matschend auf die Erde fallen, aufspringen und die braune Frucht aus der lichtgrünen Schale herausrollt . . .

In der Stadt, wo man nur wenig von den feinen Uebergängen im Verlaufe der Jahreszeiten merkt, hat der Herbst schon eingeseht, noch ehe der Sommer recht zur Entfaltung gekommen. Schon im Juli ist den Bäumen in den engen Straßenzügen der Atem ausgegangen. Auf den mit gärtnerischen Anlagen geschmückten Plätzen des Häusermeeres hat keine, noch so sorgsame Pflege das Silben hinauszuhalten vermocht. In der Stadt altert alles früher: auch die Sträucher und Bäume.

Der sterbende Sommer hat die meisten dieser Blätter gebräunt und die Stadt hat sie mit ihrem feinen Staub überpubert, der in die feinsten Poren bringt und alle Lebenskeime tötet, noch bevor sie sich richtig entwickelt haben.

Und doch galt dieses faule Laub Tausenden als eine Befreiung aus dem Steinmeer der Großstadt. Es war ihnen ein Stück Natur, das sie liebten und aussuchten, von dem sie sich jetzt, da der Sommer scheiden will, noch immer nicht trennen können.

Blasse Kinder mit dünnen Aermchen, hagere, knochige Frauen, höhlwangige Männer suchten Erholung in dieser grünen Oase. Suchten und fanden, weil sie die Ursprünglichkeit draußen, fern von den Mauern der Stadt, nicht kannten. Ihnen, die nie einen richtigen Sommer geschaut, ward dieses grüne Kimmern, inmitten des grauen Stadtbunstes, zur Seligkeit.

Sie alle hatten den Sommer gern. Sie wollten ihn in die Dumpfheit der Häusermassen hineinverpflanzen. Auf den Balkonen ihrer Mietskasernen wollten sie ihn halten in grünangestrichenen Blumenkästen, in irdenen Töpfen, in Vasen und Ampeln. In den kümmerlichen Vorgärtchen ruhiger Steinkästen trachteten sie, ihn zu bannen, daß er etwas Farbe und Freude hineintrage in die Eintönigkeit der Stadt. Was sie sich aber zogen, war matt und farblos, schwindfüchtig und todgeweiht vom Reime an. Sie züchteten den Sommer. Und wo er ihnen Blüten und Blumen trug, da hatten diese nur wenig gemeinsam mit dem, was er draußen, fern von dem Häusermeer, freiwillig hergab und zum Leben erweckte.

In der Stadt starb der Sommer schon, kaum daß er geboren. War es seine Schuld, daß die Menschen einen Sterbenden für das lachende Leben hielten?

Durch die Felder der Vorstadt schreitet das Sterben. Weiß und Braun steht das Kraut der Kartoffeläcker. Rissig und stumpf ist das Grün der Gemüsepflanzen in den zahlreichen kleinen Krautgärten geworden. Ein Rascheln durchzittert das magere Gerant großblättriger Stangenbohnen. Ein paar gelbliche, lange, tiefgeschürte Früchte pendeln im Winde. Nur die Sonnenblumen heben noch straff ihre großen, goldgelben Köpfe. Der wilde Wein, der die grüngestrichenen Lattenläuben umrankt, rötet und rollt seine Blätter.

Hochgeschossen und streitlustig stolziert das Hühnerboll der Frühjahrshrut in den abgeernteten Beeten, die jungen Hühner sind voller Feindseligkeit gegeneinander. Sträuben die Federn. Reden die Hälse. Starren minutenlang den Gegner an, um hochhüpfend mit roten Augen gegeneinander loszufahren.

Müde und verschlafen liegen die Arme-Leut-Gütchen da. Der Eifer der Frühjahrseinstellung, wo die Spaten klirren und die braunen Schollen glänzen, ist verflogen. Was zu ernten war, ist eingeheimst. Nur noch eine kümmerliche Nachlese beschäftigt ein paar rundliche, hochblonde Frauen in dünnen, dürrigen Stattenröcken und verwaschenen Blusen. Ein paar Kinder tummeln sich ihnen zur Seite. Blasse, langaufgeschossene Mädchen mit strohgelben Köpfen und großen, schwarzumschatteten Augen. Kinder der Gasse sind es, die dem scheidenden Sommer nachschauen möchten aus dem spärlichen Grün billigen Pachtlandes. Großstadtkinder sind es, die sich hier vor den Toren der Stadt ein paar armselige Blumen gepflanzt. Blumen, die sie hegten und pflegten in kurzer Sommerfreude soniger Tage.

Nun lassen auch diese Blumen die Köpfe hängen. Ihre Zeit ist um. Der Sommer geht sterben . . .

Aus den Beeten eines Vorgärtchens leuchtet das stumpfe, gelbrotgelbe Grün stark duftender Resedapflanzen. Die Kelten sind schon am Verblühen. Ein paar eingetopfte Fuchsiestämme prunken noch mit ihren leuchtenden Blumen. Auch die Rosen wollen noch immer nicht sterben. Gar viele hat der Sommerwind schon zerzaust und entblättert. Aber immer wieder kommen neue: schälen ihre flammende Pracht aus den stumpfen Braungrünhüllen der Knospenblätter, lassen die Blut der Blumenkugeln voller und voller schwellen, als wäre den sonnigen Tagen gar kein Ende beschieden.

Vor dem niederen Fenster des kleinen Hauses leuchtet und lacht noch ein ganzer Busch der Sommerblumenkönigin. Braun stehen die Dornen in dem gelbgrünen Blattwerk des Strauches, dessen Stamm weiße Bastfäden an grüngestrichener Stütze festhalten.

Alle Falter und alle Käfer umflattern diesen Strauch. Und die Augen der Vorübergehenden haften an ihm. Wenn aber die Sonne ihren stillen Glanz um das rote Leuchten der halbergeschlossenen Blumen legt, dann ist es, als könnte man das Duffen sehen, das ihnen entströmt und die Luft mit süßem, schwerem Atem füllt . . .

Eine junge Frau ist aus der niederen Tür des Hauses getreten. Einen Säugling hält sie im Arm. Ein kleiner, stämmiger Bausbad hat die Mutter fest an den Rockfalten gefaßt. Schüchtern schauen seine blauen Augen zur Mutter auf. In deren braunem Kraushaar spielt die sinkende Sonne. Ihr tiefgoldiger Glanz fließt der jungen Mutter um Schläfen und Wangen, um Hals und Nacken.

Mit leichten und doch fester Schritten schreitet die Frau dem Gärtchen zu. Prüfend gleitet ihr Blick über die aufblühenden Reseden, über die rotprunkenden Fuchsiestämme und über die sterbenden Nelken. An dem Rosenstrauch bleiben ihre Augen hängen, weiten sich und leuchten in stiller Freude auf. Mit dem schlafenden Kind im Arm hat sie sich leicht vorgebeugt, all die Schönheit besser und voller genießen zu können. Dann bricht sie aus der Blumenglut des Busches eine halbergeschlossene Knospe, küßt das schlafende Kind und fährt mit leiser Hand dem Blondkopf an ihrer Seite losend über das Haupt.

Tiefer ist die Sonne gesunken. Aber noch immer hüllt sie in ihren tiefen Spätsommerglanz die Rosen, die junge Mutter und ihre beiden Kinder . . .

Wenn der Sommer scheiden geht, sterben die Tage. Spät kommt das Licht und früh breitet das Dunkel seine Schatten über die Erde. Ein rotes Glühen haucht über den Himmel, daß der ganze Horizont, wie von Blut übergossen, purpurn erglüht. Schwarz ist das Astwerk der Bäume gegen die rote Himmelstuppe gestellt. Doch schon schießen gelbe Farbentöne in das Glühen hinein. Die Leuchtkraft bläht ab. Ein graues Dämmern rauscht auf und stimmt die Farben zueinander ab, verwischt die Konturen und schafft tausend Halböne und Uebergänge, wo noch kurz zuvor Brillheit gegen Brillheit gestanden.

Mit einer unendlichen Feinheit schmiegte sich nun alles ineinander. Wie zarte Filigranarbeit sind Baumkronen und Astwerk in den Abendhimmel des Spätsommertages hineingewebt.

Dann geht ein Flüstern durch das gilbende Laub. Ein fröstelnder Nachtwind setzt ein und die Blätter, die sich tagüber in ihrer ganzen Breite dem Lichte zugewandt hatten, klappen merklich zusammen. Weißgewölkt raucht ein Nebelflor über den Wiesen. Ein paar Fledermäuse flattern in unruhigem Fluge strahauf und strahab. Ein Zug wilder Gänse streicht vorüber, Südwärts. Bald werden auch die Schwärme ziehen.

Die Vorstadtstraße hinunter schlendern zwei. Das Dunkel des Abends umhüllt sie und läßt ihre Gestalten zusammenfließen. Etwas Schweres und Müdes liegt in dem Gang der beiden, und doch fühlt man, daß ihre Jugend noch nicht verblüht ist. Wo sie vorübergehen, tauchen Köpfe an den Fenstern auf: Köpfe mit alten, mißgünstigen Augen, und Köpfe mit blühenden, neugierigen Miden, die über Blumenbretter mit rotleuchtenden Geranien und weißen Trichterwinden hinfort blühen. Und bald umgleicht das Mondlicht die beiden. Der weißblaue Glanz hebt die Konturen ihrer Körper scharf aus der Dunkelheit heraus, daß man sieht, wie sie müde den Kopf gegen seine feste, edige Schulter lehnt.

Im Laubwerk hat es jetzt das Mondlicht nicht mehr schwer. Das gibt seinen Strahlen breiten Eingang. Aber das metallisch blinkende fehlt ihnen. Wie Totenschleier halten sie Stamm und Ast umspinnen. Schwarz hängen die Blätter in dem kalten Licht, und dunkler und tiefer denn sonst schneiden die Schatten in das mondlichtüberflutete, nächtliche Land.

Das Sterben geht um. Nur das suchende Auge sieht es. Stumpfer und stumpfer werden die Tage. Das Silben schleicht durch die Wälder und das Wellen hat die Wiesen braun überhaucht. Matt sind die Sonnenstrahlen geworden. Ein blauer Dunst hüllt die Weiten, und das zähe Weiß steigender Nebel verschleiert den nahenden und scheidenden Tag.

Ueber abgeerntete Felder streicht ein schwarzer Zug krächzender Krähen. Tief und schwerfällig geht ihr Flug. Weiße Blätter wirbeln im Winde. Und ein Frösteln raschelt im Laube, das noch zähe am Zweige hängt. Spinnensäden treiben in der Luft. Letzte Blumen grünen vom Garten. Noch hängen Früchte am Baum. Die matte Sonne soll ihnen die letzte Reife geben. So vergeht Tag um Tag. Das brödelnde Grün wird rot und gelb und Braun. Schon steht der Herbst vor der Tür. Das ist wie ein letztes stilles Atemholen der Natur. Wie Frieden und Wunschlosigkeit. Wie ein langes Ausruhen nach angestrengter Arbeit. Sommerlod . . .

L. L.

Kleines feuilleton.

Erziehung und Unterricht.

Die körperlichen Strafen in der Schule. Jeder Nerbenarzt hat Gelegenheit darüber Erfahrungen zu sammeln, daß gewisse Krankheiten der Schullinder, obwohl sie gar nicht so selten vorkommen, oft von den Lehrern nicht erkannt, daß ihre Anzeichen vielmehr als Zeichen von schlechtem Willen, Ungezogenheit oder Bosheit aufgefaßt werden. Auf die Schüler wird in diesen Fällen durch Strafen, namentlich auch durch körperliche Strafen einzuwirken gesucht, statt, daß man die Kinder zum Nerben-

arzt zur Untersuchung und Behandlung zuweist. Dies geschieht in der Regel erst dann, wenn diese Strafen nichts gefruchtet haben. Es handelt sich dabei vor allem um Schwachstimm, um psychopathische Konstitution, um Krampfszustände, namentlich um Weitzstanz. Das schwachstimmige Schulkind, das nichts lernt und immer sitzen bleibt, wird vielfach wegen seiner Dummheit bestraft, während oft schon die Beschaffenheit der Kopfform darauf hinweisen müßte, daß man es mit einem geistig abnormen Kinde zu tun hat, das, je eher desto besser, in die Hilfsschule für Schwachbegabte überführt werden sollte. Kinder, die an Krämpfen und Weitzstanz leiden, können nicht ruhig sitzen, sie zuden und zappeln beständig, und diese unwillkürlichen Zuckungen werden als Unart seitens der Lehrer aufgefaßt und bestraft. Dr. Forster, Assistent an der Nervenklinik der Charité, hatte Gelegenheit, eine Anzahl solcher armer Kinder zu behandeln, die von den Lehrern schwer gezüchtigt wurden, während er auf der anderen Seite auch anerkennt, daß auch viele Lehrer derartige Krankheitszustände rechtzeitig erkannten. Er macht daher den sehr beherzigenswerten und zeitgemäßen Vorschlag, daß, da doch einmal die Frage der Reform der strafrechtlichen Behandlung der Jugendlichen aktuell sei und man daran gehe, Jugendgerichte einzuführen, es am Platze wäre, auch einmal das einfache und das Kind zuerst betreffende Strafrecht, das der Schule, unter die kritische Lupe zu nehmen. Dr. Forster wünscht, daß die körperlichen Strafen in den Schulen überhaupt abgeschafft würden, diese könnten ruhig den Eltern überlassen werden, dann würden die Lehrer gezwungen sein, sich mehr mit dem Seelenleben des Kindes zu befassen.

Aus dem Tierreiche.

Die Entwicklung und das Vorkommen der Aale. Die nähere Kenntnis der Entwicklungsstadien des Aales stammt aus jüngster Zeit und auch heute harret manche Einzelheit noch der Erforschung. Den gegenwärtigen Stand des Wissens auf diesem Gebiet faßt Fischereidirektor Lübbert-Hamburg im Rahmen eines größeren Berichtes über die Ergebnisse der wissenschaftlichen Meeresforschung für die Binnenfischerei in der „Allgemeinen Fischerei-Zeitung“ zusammen. Die Eier des Aales entwickeln sich in großen Tiefen von über 1000 Metern zu den Leptocephalus-Larven, die dann zur Oberfläche emporsteigen. Nach welcher Zeit dies geschieht, ist noch nicht bekannt. Die Larven wandeln sich innerhalb eines Jahres — von Frühjahr zu Frühjahr — in die sogenannten Glasale um. Während dieser Zeit wandern die Larven den Küsten zu. Die Mehrzahl der Männchen bleibt hier und in den Flußmündungen zurück, während der Rest mit den Weibchen weiter hinauf in die Binnengewässer geht. Sie bleiben dort, soweit Deutschland in Betracht kommt, etwa vom Frühjahr bis zum Herbstbeginn und wandern dann, nachdem sie geschlechtsreif geworden sind, wieder seewärts, um die weit entfernten Laichplätze aufzusuchen. Als Folge dieser Lebensgewohnheiten ergibt sich, daß der Aalbestand Nordeuropas von der Einwanderung vom Atlantischen Ozean her abhängig ist. Diese nimmt ihrerseits durch die Entfernung eines Ortes von den Laichplätzen ab, da vielerlei feindliche Einflüsse die Zahl der wandernden Tiere verringern. Der Unterschied ist in der schärfsten Weise zwischen der nördlichen Ostsee, die an Aalen Mangel leidet, und manchen Orten der französischen und englischen Küste gekennzeichnet, die von Millionen und Millionen Aalen besucht werden, so daß diese sogar als Viehfutter Verwendung finden. Beim Fange der Aalbrut im Kristallalant kommt es nicht selten vor, daß pro Nacht und Fischer 500 Pfund und mehr gefangen werden. Da auf das Pfund, das etwa zehn Pfennige kostet, über tausend Jungaale gehen, vernichtet ein Fischer demnach in einer Nacht eine halbe Million Aale. Aus diesen überreichen Beständen, die eine wohlfeile Beschaffung des Materials gestatten, soll nun Aalbrut zum Aussetzen in den deutschen Binnengewässern erworben werden. Die Versuche nach dieser Richtung sind kürzlich vom Deutschen Fischereiverein ausgeführt worden, und zwar wurden 800 000 Stück englischer Aalbrut in die Provinzen Hannover, Ostpreußen und Pommern versandt. Aus der tiefen und entfernten Lage der Laichplätze folgt nun auch, daß die seewärts ziehenden Aale von der französischen oder englischen Küste aus bessere Chancen haben, dahin zu gelangen, als die Ostseeale. Es empfiehlt sich daher, diese beim Auswandern tunlichst wegzufangen. Als Mittel, dies zu erleichtern, hat Dr. Petersen empfohlen, die Lichtscheu des Aales zu benutzen und ihn durch Acetylen- oder elektrische Lampen günstigen Fangorten zuzutreiben. Mit Acetylen-Scheinwerfer sind gute Ergebnisse erzielt worden. Ueberdies hat der Deutsche Seefischereiverein im September 1906 eine Kommission nach den großen Fischereien in Comacchio entsandt, um die dortigen vollendeten Fangmethoden zu studieren und, wenn möglich, auf deutsche Verhältnisse zu übertragen.

Technisches.

Ein Ueberblick auf die Fortschritte der elektrischen Beleuchtung. Auf dem Gebiete der Beleuchtungswissenschaft herrscht ein reger Wettstreit zwischen Gas und Elektrizität, der zu immer neuen, verbesserten Formen der elektrischen Lampen geführt hat. Der „Elektrotechnische Anzeiger“ widmet dem gegen-

wärtigen Stande ihrer Verbohrnung eine eingehende Besprechung, die eine Orientierung unter den vielen zu praktischer Verwendung gelangten Typen erleichtert. Unter den Bogenlampen nimmt auch jetzt noch die früher ausschließlich verwendete, mit reinen übereinanderstehenden Kohlenstäben versehene Form eine gewisse Verbreitung ein, die ihr durch das ruhige weiße Licht und durch das Fehlen unangenehmer Rauchgase namentlich für geschlossene Räume wohl noch für lange Zeit erhalten bleiben wird, umso mehr als sie der Dauerbrandlampe an Lichtstärke überlegen ist, während ihr bei der Straßenbeleuchtung die große Betriebssicherheit zugute kommt. Die vor etwa 15 Jahren zuerst eingeführten Dauerbrandlampen haben sich gleichfalls, wenn auch in beschränkterem Maße, behauptet. Die lange Brennauer dieser Lampen beruht darauf, daß der Lichtbogen möglichst luftdicht abgeschlossen ist, wodurch das Abbrennen der Kohlen auf ein Minimum heruntergeht. Man hat bei diesen Lampen eine Brennauer bis zu 300 Stunden erzielen können. Wegen der guten Abgeschlossenheit des Regulierungsmechanismus haben sie sich namentlich an der Meeresküste gut bewährt, wo bei anderen Systemen der Salzgehalt der Luft sich häufig störend geltend macht.

Auch die Feuerfestigkeit ist bei den Dauerbrandlampen sehr groß und macht sie daher für industrielle Betriebe, namentlich Spinnereien und Webereien, besonders geeignet. Durch die fast vollständige Vermeidung von Verbrennungsgasen sind sie bezüglich der Rauchfreiheit beinahe der Glühlampe an die Seite zu stellen. Der Nachteil liegt in der geringeren Lichtausbeute. Der praktische Effektivverbrauch stellt sich nach Abzug der unvermeidlichen Verluste auf 1,35—2,25 Watt. Daraus ergibt sich, daß nur Dauerbrandlampen mit relativ hohem Stromverbrauche gegenüber der modernen Glühlampe konkurrenzfähig sind. Die früher viel verwendeten kleinen Lampen dieser Art, die als Lilliput-, Perle-, Wignons-, Baby-Lampe usw. auf den Markt kamen, sind fast ganz aus dem Gebrauch verschwunden. Zu den Dauerbrandlampen gehört auch die vor einigen Jahren erschienene sogenannte Sparlampe. Sie wird in kleinem Format meist mit einer einzigen Wattglanzglocke hergestellt und zeichnet sich durch bedeutend geringere Stärke der Kohlenstifte aus. Da auch der Luftabschluss nur unvollkommen ist, so beträgt die Brennauer nicht mehr als 20—30 Stunden. Sie wird namentlich für Straßenbeleuchtung viel gebraucht. Bedeutend zurückgegangen ist die Nachfrage nach den sogenannten Steinohlen-Intensivlampen. Sie brennen mit sehr trag nebeneinanderstehenden, nach unten gerichteten Kohlenstäben, die, wie der Name besagt, ohne Zusatz von Metallsalzen hergestellt sind. Die Lampen sind jedoch stets für mindestens 8 Ampere Stromstärke gebaut, weshalb ihnen in vielen Fällen die Sparlampe vorgezogen werden muß. Die von Bremer in die Praxis eingeführte Intensiv-Flammenbogenlampe hat sich in den letzten Jahren im wesentlichen nur bezüglich der Kohlenstärke, deren Docht Metallsalze wie Calciumfluorid enthält, verändert. Gleich anfänglich kamen drei verschiedene Sorten für weißes, gelbes und röthliches Licht in Gebrauch. Die größte Lichtstärke wird bei den gelben Kohlen erzielt. Diese Lampen sind die günstigste Lichtquelle, doch haben die grelle Farbe des Lichts und die starke Rauchgasentwicklung auf manchen Gebieten ihre Verbreitung behindert. Andererseits haben sie für Klimatezwecke und zur Beleuchtung größerer Plätze besondere Bedeutung, obgleich die Brennauer nur 8—18 Stunden beträgt, was durch die Notwendigkeit, dünne Kohlen zu verwenden, bedingt wird. Es ist auch gelungen, derartige Lampen ohne Regulierwerk herzustellen. Im allgemeinen jedoch hat eine Lampe mit gutem Regulierwerk vor allem durch die Ruhe des Lichts und größere Betriebssicherheit erhebliche Vorzüge.

Ein bedeutender Fortschritt ist in der Ausbildung der Flammenbogenlampen mit übereinanderstehenden Kohlenstäben erzielt worden, und zwar hauptsächlich durch Einführung einer neuen Kohlenform mit dickem Docht, der etwa fünf Sechstel des Gesamtdurchmessers einnimmt. Namentlich für Straßenbeleuchtung eignen sich diese Lampen vorzüglich. Den Quecksilberlampen kann man beleuchtungstechnisch keine gute Prognose stellen. Die selbsttätige Zündung scheint nicht recht zu gelingen, und die Kippzündung ist zu umständlich. Das Quecksilberlicht wird wohl fast nur als Klimatebeleuchtung in Frage kommen. Sinegen hat die Quarzlampe in letzter Zeit Bedeutung gewonnen. Auch ist sie eine Quecksilberdampf Lampe, doch ist ihr Licht infolge der hohen Betriebsspannung nicht so scharf grünblau wie bei den Quecksilberöhrenlampen und gleicht mehr dem der Dauerbrandlampen. Sie verbraucht nur 0,25 Watt pro Normalkerze. Ohne daß man schon ein endgültiges Urteil fällen könnte, scheint die etwa 1000 Stunden betragende hohe Brennauer der Quarzlampe ein weites Gebiet zu sichern. Allerdings wird es wieder dadurch beschränkt, daß die Lampe nur für Gleichstrom bei 220 Volt Spannung hergestellt wird. Unter den vielen neueren Systemen auf dem Gebiete der Glühlampenbeleuchtung ist namentlich die Wolframlampe wichtig geworden. Allerdings läßt sie sich bei gegebener Lampenspannung nur für sehr hohe Lichtstärken herstellen, so daß sie im Vergleich zu Kohlenfadenlampen nur größere Leuchtkraft, nicht aber Verringerung des Stromverbrauchs möglich erscheinen läßt. Doch bedeutet gerade die Wolframlampe einen Nutzen für die ganze elektrotechnische Industrie, da von ihr und ihren Verwandten die erfolgreiche Konkurrenz gegen das Gasglühlicht zu erwarten ist.